

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

NACH DER MAROKKO-KRISE

OLAF GULBRANSSON 34



„Immer wieder die Nerven, Madame Marianne, immer wieder die Nerven! Jagen Sie doch endlich den russischen Kurpfuscher zum Teufel und ziehen Sie einen richtigen Arzt zu!“



Amoretten im Frack

Es ist, wie wenn Tropfen einer Wasserleitung ununterbrochen fallen, oder wie das Auf- und Zerschlagen eines Fensterladens bei Sturm, dieses ewige Gefrage: „Na, was macht der Fasching?“ oder „Waren Sie schon auf dem Fasching?“ Also man steht endlich auf, macht den Hahn zu, schließt den Fensterladen oder — was wollte ich eigentlich sagen? — geht eines Tages tatsächlich auf den Fasching, um den Fragen eine kräftige Antwort geben zu können. Man will melden: „Toll, kann ich Ihnen sagen — fabelhafte Dekorationen — reizende Mädel!“ — oder sonst etwas Geschwindeltes.

Halt, hier muß ich mich schlagartig unterbrechen. Da gibt es nämlich Tausende von jungen Burschen und Mädcheln, die gehen einfach auf den Fasching, lärmern, kichern, tanzen, amüsieren sich königlich, aber machen keine Konversation daraus: waren Sie schon auf dem Fasching? Also von diesen rede ich nicht, sondern von uns anderen.

Sagte ich nicht ein paar Zeilen weiter oben: „... geht eines Tages tatsächlich auf den Fasching?“ Oh, ich leichtfertiger Schwätzer! Oh, ich unverbesserlicher Feuilletonist! Schreibe ich da ein Sätzchen hin, schmettere auf Papier, was ein Riesenentschluß ist, eine Sache mit Schwelgen und Umschwelgen, ein domenvoller Weg mit Engleisungen, ja oft mit unübersteigbaren Hindernissen. Einen Augenblick, bitte, Sie werden mich gleich verstehen. Ich greife da mitten hinein in die Dornenhecke, die die Götter vor den Fasching gepflanzt haben.

Alles scheint gut zu verlaufen, ich sage schlicht: Am Samstag will ich auf den Bühnenball. Und jetzt geht's los! Anzug? Frack! Siedendheiß läuft mir mein Frack über den Rücken. Jetzt wollen wir mal alle falsche Scham beiseite lassen! Jawohl, wir wissen, daß es wunderbare, moderne Fräcke gibt. Wir kennen die feinen Herren, die in lössiger Haltung ohne den geringsten Ansatz von Bauch, ohne Minderwertigkeitsgefühle aber mit einer Leibestänge von mindestens 190 cm mit noch schlankeren Damen „plaudern“. Wir kennen sie aus den Modejournalen, wo diese Herren, diese Amoretten im Frack, diese Lieblinge einer unachtsamlich vollerbühten Jugend, diese Traumgestalten eleganter Herrenschneider ihr distinguiertes Dasein führen.

Ich weiß aus der einschlägigen Literatur, daß die Frackmode in stetem Wandel begriffen ist, daß sich richtige Modeschöpfer sehr ernsthaft und erfolgreich mit der Länge der Frackschöße beschäftigen und ohne jede Hemmung beschlos-

sen haben, daß sie in diesem Jahr sehr lang getragen werden. Ich weiß, daß die Frackknöpfchen in dauernder Bewegung von vorn nach hinten und umgekehrt sind, wie bei einer Springprozedur. Haben Sie eine Ahnung, wieviel Möglichkeiten der Ausschnittformen einer weißen Weste es gibt, einer ganz schlichten weißen Frackweste. Tau - sen - del Und ich schwöre Ihnen, daß weder Ihre noch meine Weste den strengen modischen Forderungen auch nur annähernd genügt.

Aber was haben wir eigentlich nötig, uns hier mit Modefragen herumzuschlagen? Gehören wir etwa dem Schneiderhandwerk an oder nur zur Fachschaft der Faschingstbesucher? Hand aufs Herz, unsere Sorgen sind viel primitiver, natürlicher. Nein, ich werde Sie nicht verraten, lieber Freund, aber ich sage Ihnen auf die Hosen zu, daß sie zu eng ist oder zu weit, das sind nur kleine, individuelle Unterschiede, und ich schwöre Ihnen, Sie wie ich merken es erst am dem Tage, an dem wir des abends das Fest besuchen wollen.

Trösten wir uns. Die Zahl der Leute, deren weiße Weste nicht tadellos ist, ist Legion, wir stehen nicht allein da. Wollte wir etwa noch von Lackschuhen reden? Ich sage Ihnen im Vertrauen: Der Weg zum Bühnenball ist mit drückenden Lackschuhen gepflastert, mit Lackschuhen die Sprünge haben, mit Lackschuhen, die spitz sind, wo sie stumpf sein sollten und stumpf da, wo eine Spitze hingehört, mit Lackschuhen, die diesen Titel als Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit führen.

Trösten Euch, meine lieben Brüder, bei dem Herrn nebenan ist es genau so, falls er kein gewohnheitsmäßiger Frackträger ist, der sozusagen das ganze Jahr nicht aus dem reinen Hemd herauskommt.

Also heute abend Bühnenball! Lassen Sie sich von mir noch schnell ins Ohr flüstern: Fürchten Sie nicht den ungetriebenen Blick Ihrer dauerhaften Freundin; auch sie wird nicht bemerken, sie, die sonst alles sieht, daß Ihre Krawatte nicht mehr ganz jungfräulich ist. Foltzick

Zarte Winke für einige wertgeschätzte Gönner

Don Katalissfr

Nämlich die Sache ist die, meine Lieben:

Ich fühle mich etwas aufgerieben oder aufgetrieben (wenn ihr so wollt) durch die Gunstbezeugungen, die ihr mir zollt — beziehungsweise: wie ihr sie zollt.

Besuche zum Beispiele sind mitunter ganz hübsch und halten die Seele munter; aber sie pflegen zu infommodieren, wenn sie zu häufig und länglich passieren. Man ist ja nicht stets grad zum Plaudern gewillt, wenn das Lätwerk an der Haustüre schrillt, weil man, ohne Rente ins Dasein gefleht, nicht vom Schwatzen bloß und vom Faulenzen lebt, und pflegt sich daher in manchen Fällen schwerhörig oder abwesend zu stellen.

... Oder, Freunde, habt ihr etwa gedacht, daß mein Weißstift alles von selber macht?

Eine liebenswürdige Täuschung — — leider!

Auch veräumte der fertiger meiner Kleider, ein sonst höchst chrengeachteter Mann, bei den Armet, daß man was 'rausfächeln kann ...

Und nun zum zweiten Punkt, zu den Briefen. Ich will ihn nur streifen, mich nicht drein vertiefen, und bin zu Konfessionen erbötig. Aber find denn die meisten wirklich so nötig? Und schloß jemals einer: „Nächstantwort verbeten“?

(Interessen der Post hab' ich nicht zu vertreten).

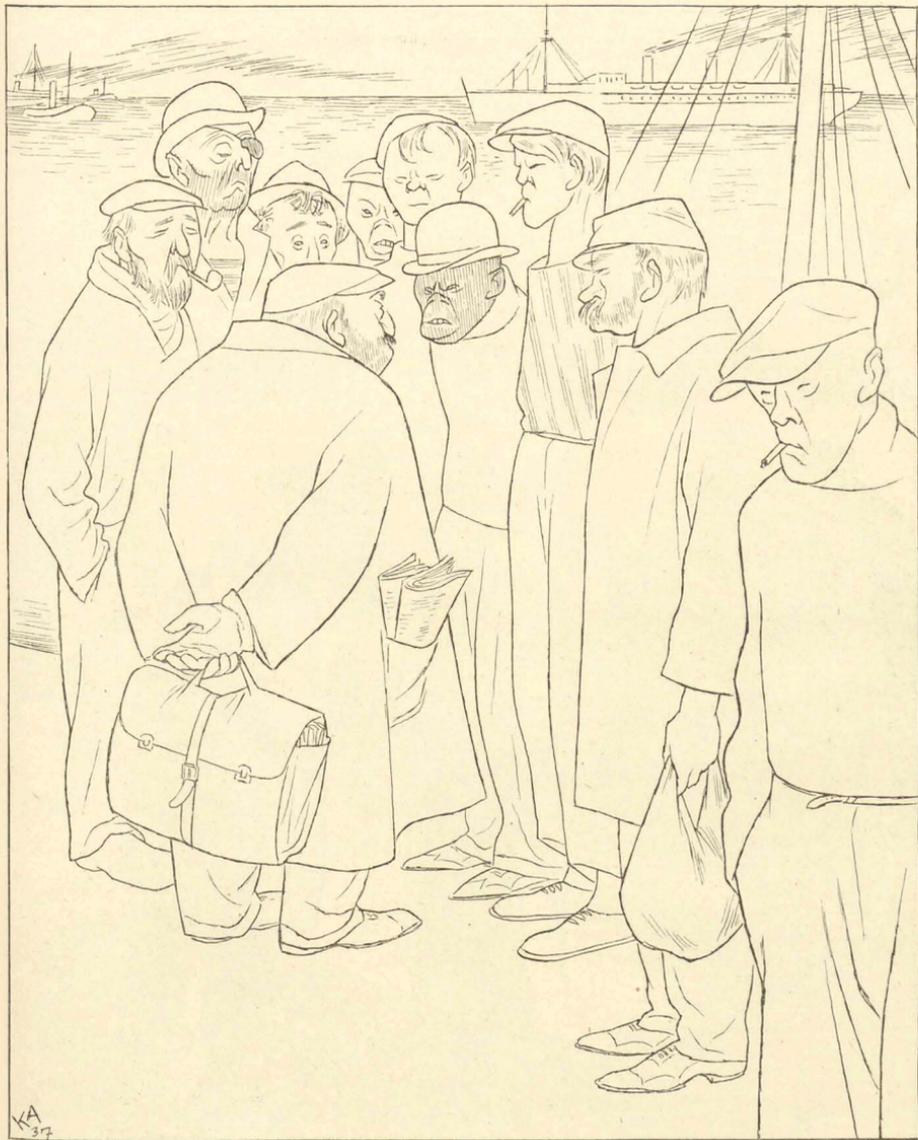
*

Meine Lieben, Verehrten, habt ihr's verstanden? Oder kam euch beim Lesen die Neigung abhanden und schimpft ihr mich jetzt einen groben Flegel?

Das täte mir leid ... Doch ist es die Regel.

An der Grenze von Rot-Spanien

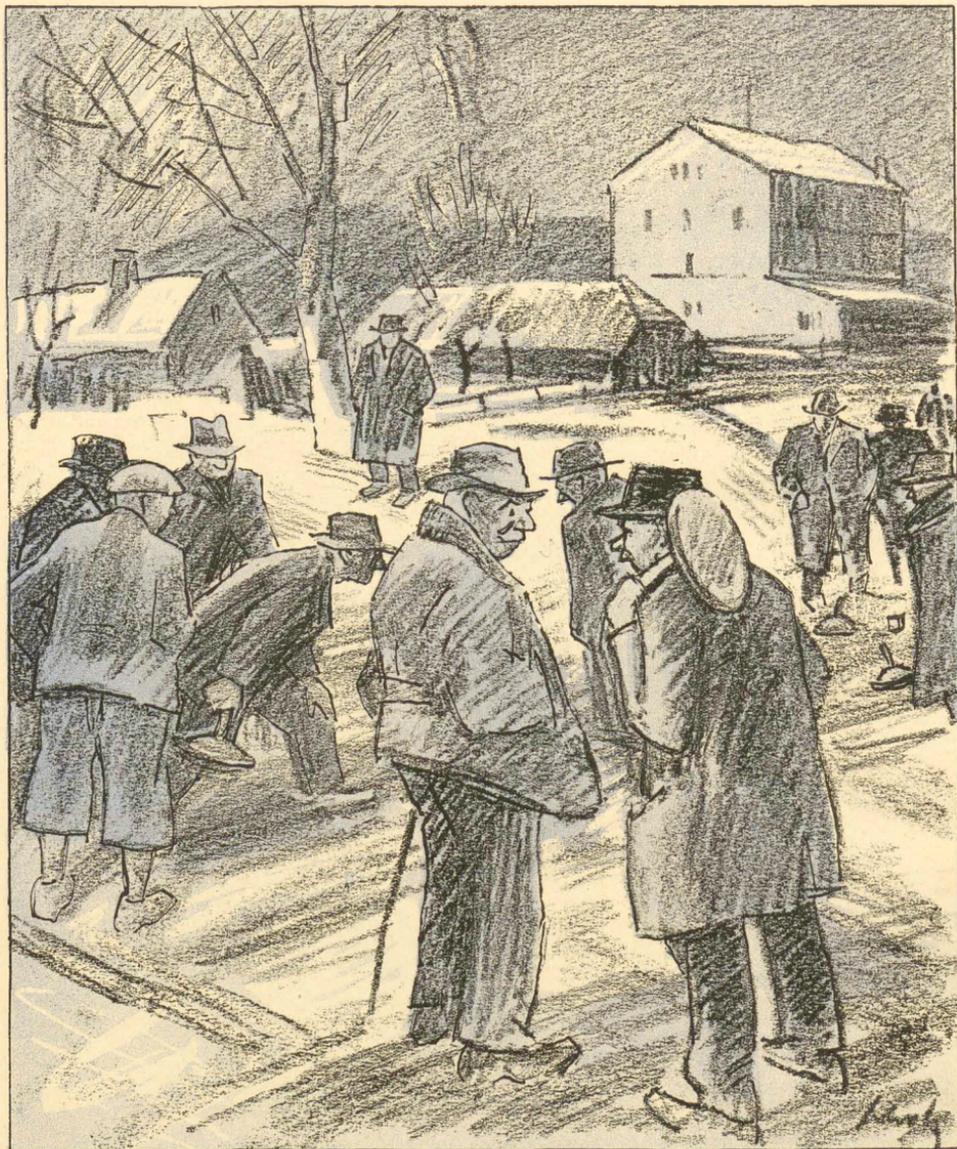
(Karl Arnold)



„Die Sache ist sehr einfach, Messieurs et Gentlemen: die Zentrale der Komintern in Perpignan besorgt euch Einreisevisums – damit seid ihr euerer lästigen Nationalität enthoben und habt die schöne Gelegenheit, für unsere Internationale zu kämpfen.“

Der Niedergang

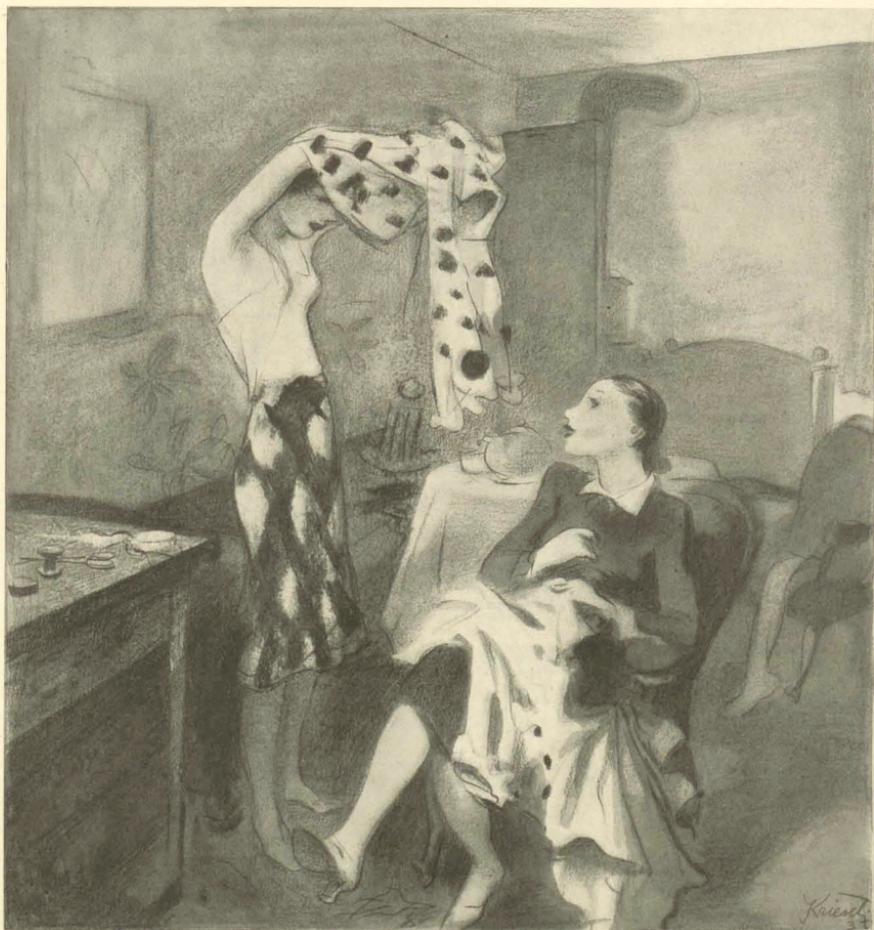
(Wilhelm Schulz)



„I sag, wie's is: Früher, wie's noch um d' Ehr gängen is und um a'n Kranz Knackwürst, da is nach a'm Preisschiaßats g'rauft word'n, und a paar sand in's Krankenhaus kemma; aber heut, mit dem Schport, kimmst d' höchstens noch in d' Zeitung.“

Vorbereitungen

(R. Kriesch)



„Das Faschingskostüm ist mir ein¹bissel eng 'worden seit vorigem Jahr. Meinst, dass' geht?“ — „Ich glaub', an manchen Stellen wird's dich heuer sogar besser kleiden!“

gann sie sich kraft der eigenen Stimme zu ent-rücken. Endlich stahl ihre Hand sich in den Brust-latz: Überzeugend malten leiser Aufschrei und Mienspiel Erstaunen, als habe sie auf zauber-riche Weise dort gefunden, was sie in Wahrheit mitgebracht hatte und nun in der Hand hielt: eine Frucht, dünnchalig, von einem satten Gelb. Nicht unähnlich einem Apfel ... Der Lebensnerv des Bärtigen warnte ihn. Untrüg-lich wußte er: davon hat auch Mayo gegessen! Zu spät erkannte er, daß er die Vorstellungswelt

der Indianerin allzu geschickt umstellt hatte: für ihren einfachen Sinn war er ein verlorener Mensch, nicht mehr durch leibliche Flucht zu retten! Ein Spielzeug seiner Feinde, erlöste ihn nur die Wand-lung in die Daseinsform einer anderen Welt. Frach und rucklos das Gespinnst zerreißen — war seine erste Eingebung. Dann riet ein felger Wurm in seinem Hirn, sich mit einem Kniff oder Fälscher-stückchen zu entwenden ... Als er aber in Itakas Antlitz sah, da wußte er: so-viel Unbedingtheit des Glaubens wurde nicht

straflos enttäuscht. Eine empörte Welt müsse zu-sammenstürzen, wenn er den Frevel wagte. Sinnverwirrender dröhnte von draußen das tau-sendstimmige Geschmetter der Ochsenfrösche. Eine Macht, schon nicht mehr deutbar, ließ plötz-lich das geheimnisvolle Tun glaubwürdig erschein-en: die Frucht sei wirklich aus unirdischer Hand empfangen. Gott bediente sich Itakas nur als einer Mittlerin, und in seltsamer Verzauberung nahm der Bärtige an und aß auch davon; ganz wie der Stammvater der Menschen.

Die Hausangestellte jagt dem Abenteuerer ab

Don Anton Schnad

Hausangestellte

Stilistisch findet sich auf diesem Wege ein arbeitstüchtiger Herr, der auch noch ein gutes Familienleben liebt. Sein Anfang über Jahre, heißt ein paar tausend Mark Erspare, keine Bittensauskunft, Bittner mit Bittschrift, bezeugt, Zeiträume und Abenteuerer ausgeführt. Offizier unter 8.1788

Dort Jagen ging sie mit einem Herrn: er trug Samajohn über den Schuh'n, Sein Abenteuer noch immer (was sie erzählten machte) nach einem Jahrigen Parfüm. Auch Jahn, wenn er von Baronen und Bankiers sprach, pflegte er großtun. Gleich bei der ersten Begegnung zeigte er viel herrliches Unglüm.

Er hatte Augen wie schwarzer, glänzender Laß, Und er durchdringend und glühend blickte konnte. Und er nannte sich (sie hielt es für brasilianisch) Jaf. Jaf! (das war Jaf wie Stahl), dann kam der weiche Name Delmonte.

„Jeder Mann müsse bestrebt sein, die wahre Liebe zu finden“, Sprach er zu ihr, indem er in den Wäldern bei Passau mit Brigitte spazierenging. Und er schloß ein Satz um die Buchstaben B. — J. in die der Kasanienrinden. „Oh habe die wahre Liebe gefunden“, wobei er die Zitternde samtweid umfing.

Er erzählte dazu von der riesigen Sazenda, die ihm gehörte; Aber der Geliebte seiner Mutter hätte ihn verjagt („Verrede, Brigitte!“) Wober Brigitte sich ehrlieh und totköpfig empörte. Und sie freiteilte den Saartpels von Jafs fehmiger Raubtierhand.

Wenn er „Sazenda“ sagte, erhob sich etwas Glühendes, Sonnenvergoldetes, Fremdes Und es kam eine Stimmung über sie wie in Mondnächten oder an Meeren. Und Jaf bekam für Brigitte etwas Wildes und Ungeliebtes. Und sie widerstand nicht länger seinem zwingenden Liebesbegehren.

Unberbare Dinge hat er ihr vorgelegen: Er stecke voller Geheimnisse; denn er sei ein wichtiger Staatsfuriere. Doch fühle er sich zu Brigitte in höchstahfaher und ständiger Liebe hingegen. Deswegen würde er von einer Spionin verfolgt. — Aber er bleibe hier.

Fremde Mächte hätten von seinem Gelbe erfahren Und sein Depot bei der Überseebank verriegelt. Und Brigitte könnte ihn vor großem Schaden bewahren, Wenn sie ihm 1000 Mark leihe. Und sie glaubte ihm, was er ihr vorgepiegelt.

Und sie gab ihm, was sie in Wochen und Jahren sparte, Er aber quittierte es mit einer Taubt voll Liebe und Schwirt. Dann holte er sich wegen des Depots eine Eisenbahnkarte. Und sie hörte nie mehr von ihm und sie wußte auch keine Spur.

Soch lange war sein Parfüm in ihren Kleibern geblieben, Sein Bild aber zerriss sie, und es verbrannte ihm sehr. Und sie wollte nicht mehr wissen von Schwüren und Lieben, Und selbst der Briefträger des Morgens und der Verkäufer von neuen waren ihr nichts mehr wert.

Aber die Liebe ist ein schmelzendes, schmertzliches Feuer. Und sie fladert hier auf, die einmal wie Sturmwind taufe und löste. Doch nicht mehr als das große, bezaubernde Parfümamenteur. Sondern nur noch als befehdende, ordentliche, tolle Serzensteleige.

Ein endloses Märchen / Von Rolf Mayr

Es war einmal ein bitterkalter Winter. Da kam ein armer Mann in eine große Stadt. Während er durch die Straßen ging, fand er auf der Straße eine Nadel. Er bückte sich, hob die Nadel auf, steckte sie hinter die Rockklappe und schlurte in seinen zerrissenen Schuhen weiter. (Zwischenruf des Lesers: Das ist ja eine uralte Geschichte! Jedermann kennt sie: Aus dem Fenster guckt ein reicher Mann, sieht den, der die Nadel gefunden hat, rufft ihn herein, weil ihm der Sparsinn des armen Mannes gefällt, stellt ihn in seiner Firma an, und allmählich arbeitet sich der Bettler zum Millionär empor!)

Doch diesmal lautet die Geschichte anders; denn niemand hat den armen Mann gesehen, als er die Nadel aufhob und hinter die Rockklappe steckte und in seinen zerrissenen Schuhen weiterschurfte. Als bald trat er in einen Laden, legte die Nadel vor, bekam viel Geld dafür, gründete ein Geschäft und wurde bald Millionär. Die besagte Nadel war nämlich diesmal keine gewöhnliche Stecknadel, sondern eine mit wertvollen Diamanten besetzte Krawattennadel.

(Zwischenruf des Lesers: Ach so! Aber was der Mann da beging, war immerhin eine sehr bedenkliche Fundunterdrückung und infolgedessen ist das Märchen für die Kinderstufe ungeeignet.) Doch gemacht! In diesem Fall verlegen wir die Geschichte einfach nach Amerika; denn alle Völker pflegen Sitten, die ihnen nicht gefallen, stets ins Ausland zu verlegen, weil man dann besser darüber lachen oder sich mit Wohlbehagen entrüsten kann. So auch wir. Außerdem geht die Geschichte ja noch weiter, nämlich endlos, wie wir ja schon im Titel versprochen haben:

Nachdem der arme Mann Millionär geworden war, entsann er sich seines Fundes und suchte in allen Läden der Stadt nach der Nadel, die seinen Reichtum begründet hatte. Wirklich fand er sie, und nun setzte er in alle Zeitungen Anzeigen, daß er vor Jahren in der und der Straße eine kostbare Nadel gefunden hätte und hat den Verlierer, sie bei ihm abzuholen. Damit wäre also die bisher gefährdete Moral der Geschichte wieder einmal gerettet.

Auf die Anzeige meldeten sich eine Menge Leute, die angeblich Brillantnadeln verloren hatten. Doch niemand konnte die gefundene Nadel richtig beschreiben und so mußte der reumütige Millionär das Schmuckstück behalten.

Die Sache schien sich schon im Sand zu verlaufen, als sich eines Tages ein Bettler einstellte. Er holte aus der Tasche ein zerknittertes Zeitungsbild und erzählte: Vor etlichen Jahren sei er noch ein reicher Mann gewesen. Nun sei er arm. Sein ganzes Vermögen hätte er an einem einzigen schwarzen Freitag verloren. Seitdem pflegte er nachts auf Plätzen und unter Brücken zu schlafen. Vorher wickle er sich in Zeitungspapier ein, das er als Abfallkörbe herauskrante. Ehe er aufstehe, um in der Wohlfahrtsküche sein Morgensuppen zu holen, pflege er die Zeitungen zu lesen, worin er sich gewickelt hätte. Neulich wäre ihm nun die Anzeige des Millionärs aufgefallen. Er hätte sich der Nadel erinnert, die er seinerzeit verloren, aber nie wenig habe, so wenig sei ihm damals an dergleichen Plunder gelegen.

Hierauf gab er eine Beschreibung der Nadel. Die Beschreibung stimmte, und so erhielt er gerade im Augenblick der höchsten Not einen Teil seines vorigen Überflusses zurück.

Der damalige Finder und heutige Millionär ließ es sich natürlich nicht nehmen, nun auch seine Geschichte zu beichten und, als er damit fertig war, dem Bettler seine Freundschaft anzubieten. Der Bettler schlug ein, wollte aber weder ein Frühstück noch sonst irgendein Geschenk annehmen, sondern steckte die wiedergefundene Nadel hinter die Rockklappe, da er keinen Schlipps um den Hals trug, und entfernte sich nach dem Sprichwort: Das Huhn gackert, wenn es ein Ei legt; der kluge Mann handelt und schweigt.

Als bald betrat er einen Laden, legte die Nadel vor, bekam Geld dafür, gründete ein Geschäft und arbeitete sich bald wieder zum Millionär empor. Vorher hatte er dem Schmuckhändler gesagt, er solle die Nadel solange wie möglich behalten; denn binnen kurzem werde er ihm den doppelten Preis dafür zahlen. Das geschah denn auch. Aus

Dankbarkeit suchte er seinen ehemaligen Retter auf und schenkte ihm die kostbare Wundernadel zur Erinnerung.

Das geschah gerade zur rechten Zeit; denn diesmal war zur Abschaltung der ehemaligen Nadelfinder von einem schwarzen Freitag betroffen worden und hatte sein ganzes sauer erarbeitete Vermögen eingebüßt. Wer beschreibt seine Freude, als er die rettende Nadel abermals in Händen hielt! (Ich nicht; denn ich bin für knappe, schwulstlose Erzählung!) Natürlich verkaufte er sie abermals, um abermals Millionär zu werden etc.

Nutzenanwendung: Dieses endlose Märchen eignet sich vorzüglich für Kinder, die des Zuhörens nie überdrüssig werden. Sollten sie indes rascher als vorhergesehen die Lust daran verlieren, so läßt sich das Märchen sehr schön mit dem alten Satz beschließen: Und wenn sie noch nicht gestorben sind, so tauschen sie heute noch nach jedem schwarzen Freitag (der freilich immer nur einen Millionär treffen darf) die Wundernadel aus.

Sehr hübsch macht es sich auch, wenn der eine oder der andere Millionär, nämlich derjenige, der gerade die Wundernadel hat, ehe er stirbt, seinen ältesten Sohn aus Bett ruft, ihm das endlose Märchen erzählt und aufregt, die Nadel in Ehren zu halten für den Fall, daß es einmal dem Sohn seines Gegenspielers schlecht geht. Sind Ihre Kinder bei den Söhnen noch nicht ungeduldig geworden, so kann man die Geschichte bis zu den Urenkeln, bei harnäckigen Zuhörern sogar bis zu den Urenkeln fortsetzen und ihnen nebenbei klar machen, was ein Perpetuum mobile ist.

Sollte indes ein Ihrer Kinder gelegentlich einer Atempause sagen: „Aber, Vati, wer hat dir denn diesen Riesenschatz aufgebunden?“, und dazu noch bemerken, daß es mit der bisher in so reichem Maße gewährten kindlichen Nachsicht ein für alle Male vorbei sei, dann dürfen Sie mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß Ihr Herr Sohn bzw. Ihre Fräulein Tochter nunmehr aus dem Märchenalter herausgewachsen und dazu reif ist, sich die modernen Illustrationen zu unserem schönen, endlosen Märchen im Kino anzusehen.

Lieber Simplicissimus



Die Freundin wundert sich, daß Alma in ihrer Ehe nicht so recht glücklich ist. Ihr Gatte habe doch so etwas prachtvoll Männliches an sich und dazu geselle sich ein sehr wünschenswerter Ordnungssinn, der sich sicher bei seiner Büroätigkeit sehr vorteilhaft auswirke. Es müsse für die ihm untergebenen Fräuleins ein Vergnügen sein, mit ihm zu arbeiten.

„Das stimmt alles“, seufzte Alma, „aber während er sich auf dem Büro nebenbei so dem männlichen Seite zeigt, beschränkt er sich daheim immer mehr bloß auf die bürokratische.“

*

Ewald und Kurt hatten sich so ziemlich zur selben Zeit weiblichen Anhang beigelegt. Ewald war mit seiner Dulzinea offensichtlich sehr zufrieden. Kurt dagegen konnte nach verhältnismäßig kurzer Zeit seine Enttäuschung nicht mehr verheimlichen. „Weißt du“, brummelte er verdrossen, „ich mag auf unseren abendlichen Spaziergängen ein Thema ansprechen was ich für eines will, nach ein paar matten Sätzen verstummt das Frauenzimmer. Das ist doch auf die Dauer zu langweilig.“ „Wieso langweilig?“, fragte Ewald erstaunt. „Wenn meine verstummt, wird's allemal erst interessant.“

Malchen ging schon annähernd drei Jahre mit ihrem Kurt und er sprach immer noch nicht von der Heirat. Die Freundinnen fingen schon an zu tuscheln. Um ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen, prahlte Malchen bei ihrer Busenfreundin Paula, wie oft ihr Kurt seine unwandelbare Liebe versichere. „Er sagt immer und immer wieder, daß er mich zum Fressen gern habe.“ „Ah, deswegen kommt er fast jeden zweiten Tag zu euch zum Abendrot!“, bemerkte Paula honig-süß.

*

Der ziemlich robuste Fröschle ging mit seiner wohlbeliebten Gemahlin auf die Faschingsveranstaltung der Konkordia, die in sämtlichen Sälen stattfand. Was es Fröschle ermöglichte, immer wieder auf Augenblicke seiner besseren Hälfte zu entweichen. Einmal blieb er ziemlich lange aus. Er hatte sich nämlich in einer Nische einer Odaliske zu widmen, welche sich eifrig das gependelte Getränk einverleibte und sich dabei seiner Handgreiflichkeiten zu erwehren suchte.

„Hören Sie mal“, sagte sie im Verlauf des Zusammenseins bei einem seiner Späße, „Sie scheinen mir eine ziemlich massive Erotik zu besitzen!“ „Das stimmt“, nickte Fröschle, „sie wiegt rund 245 Pfund; aber woher kennen Sie meine Frau?“

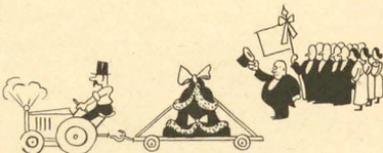
*

Als die beiden Brüderchen morgens sich für die Schule richteten, trat der Vater mit gewichtiger Miene aus dem Schlafzimmer und sprach: „Freut euch, Kinder, heute nacht hat euch der Storch ein Schwesterchen gebracht.“ Sie freuten sich. Aber auf dem Schulweg meinte der jüngere zum älteren: „Glaubt er denn immer noch daran? Eigentlich hätte er doch schon bei dir dahinter kommen müssen!“

Der alte Ungerer hatte nochmal geheiratet. Mit kühnem Mut; denn die Frau war etwa zwanzig Jahre jünger. Er hatte dieserhalb allerhand Anspielungen über sich ergehen zu lassen, aber er meinte stets treuherzig, mit einigermaßen gutem Willen lasse sich die Situation schon meistern. „Na“, erwiderte ihm da eines Tages ein Bekannter augenzwinkernd, „dar gute Wille macht auch nicht alles; es hapert auch manchmal mit dem Können.“ „Ganz recht“, gab da der Ungerer zurück, „ich hab's bereits zur Genüge erfahren: sie gibt sich alle Mühe, aber es ist einfach nichts mit ihrer Kocherei!“

*

In einer kleinen bayerischen Stadt hatte man für die Kirche ein neues Geläute bestellt. Kurz vor Eintreffen der Glocken trat der Kirchenaussschuß zu einer Sitzung zusammen, in der der Vorsitzende bekanntgab, daß der Preis für die Glocken höher käme als veranschlagt, da auch die Kosten für die Montage dazukämen. Die Mitglieder des Aus-

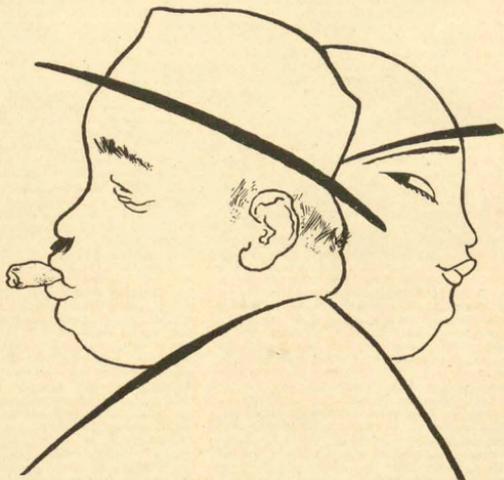


schusses schwiegen betreten, nur Herr U., ein ganz besonders Schlauer, meinte: „Nix darf teuer wer'n. Die Montasch' ham mir net bestellt; die wird wieder z'rückg'schickt!“

BERLINER BILDER

Ein Bilderbuch aus den Jahren der Korruption
und der Systemzeit von **Karl Arnold**

Hier sind sie wieder, die dunklen Elemente vergangener Zeiten: Bürger und Spießier, Literaten und Geschäftemacher, Bonzen und Parteigänger, Schieber, Portokassenjünglinge, Dirnen, Zuhälter und volksfremdes Gesindel in der Reichshauptstadt Berlin! Karl Arnold hat sie mit sicherem Stift festgehalten als Dokument für alle Zeiten! Der Band enthält 50 teils farbige Bilder in Großformat. Preis RM 1.90. Durch alle Buch- und Zeitschriftenhandl. Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München



Die Weisheit des Puranika

Eine indische Anekdote von Heinz Scharpf

Über den Wassern des heiligen Flusses schien der Mond der Gewährung, die Lotosblumen dufteten, die Reisfelder leuchteten und die Frösche quakten ohne Atempause ihre Liebesgebete zum Himmel.

Langsam schritt eine Frau das Ufer entlang, dessen feiner Sand wie Schnee unter ihren Füßen stiebte. Ihre Hüften wiegten sich wie der Sagostrauch im Wind, ihre Augen blickten tief und sanft gleich der einer Hindukuh, die still und weltabgewandt sich in der Nachtkühle ergeht. So wandelte sie dahin, Glückfäher schwirten vor ihr her, während sie draußen auf dem Fluß gespensterhaft ihr Schatten begleitete, der wie ein silbernes gewirkter Mantel auf den glitzernden Wellen schwamm.

Plötzlich stand sie vor dem Erhabenen. Vor dem großen Puranika, dem Verkünder der heiligen Bücher, der Tag und Nacht seit Jahrtausenden an den Quellen der Weisheit schöpfte. Er wechselte im Laufe der Zeiten nur sein äußeres Gewand, aber sein Wissen wuchs mit jeder neuen Inkarnation bis zu den Sternen.

Die Frau verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Verkünder der Purana und sprach kein Wort. Nicht jedem Sterblichen wird solches Wunder zuteil, ein schweigsames Weib vor sich zu sehen, dem eine brennende Frage auf der Zunge liegt. Der Puranika genoß es mit Muße.

„Was führt dich zu mir?“, fragte er endlich.

„Erhabener“, sagte die Frau, „meine Ehe ist ein dürrer Baum, in dem die Erinnerung an die Liebe ein kärgliches Dasein fristet. Mein Mann begehrt mich nicht mehr, sein Sinn steht nach anderen Frauen.“

Der Verehrungswürdige sann nicht lange, er war schon des öfteren in der Lage, solche Klagen entgegennehmen zu können und weise darauf antworten zu müssen.

„Wischwaschi“, sprach er, „wischwaschi, in den Büchern des Sanskrit steht geschrieben: Weib, so dein Mann eine andere Frau begehrt, führe sie ihm zu. Dann wird er am ehesten zu dir heimfinden. Gehe hin und tue also.“

Die Frau, die sich über den tiefen Sinn dieser Worte weiter keine Gedanken machte, verneigte sich demütig und trat gottergeben den Heimweg an. — Als der Mond wieder über den Wassern des heiligen Flusses in voller Scheibe heraufkam und das Volk zu Ehren Krishnas Kränze von duftenden Blüten im Haar trug, trat sie abermals sanft und schicksals ergeben vor den Verehrungswürdigen.

„Erhabener“, brach sie diesmal — Wunder sind immer einmalig — von selbst das Schweigen, „die Schatten meiner Ehe haben sich verlängert. Mein Los ist es weiterhin, unterm Mangobaum zu sitzen und auf meinen Gatten zu warten.“

„Hast du nach der Weisheit der heiligen Bücher gehandelt?“, forschte der Vollendete. „So dein Mann eine andere begehrt, führe sie ihm zu!“

Die Frau nickte.

„Und?“, fragte der Puranika singenden Tonfalls.

Die Stimme der Frau klang müde. „Ich versuchte es, aber ohne Erfolg. Sie alle sagten das Gleiche: sie wollen mit dem Ekel nichts zu tun haben.“

Da sah der Erhabene betroffen einen Augenblick auf seine Bauchgegend herab, dann ging er, um in den Büchern der Weisheit nachzuschlagen, wie dieser Fall zu lösen war.

Darin blättert er heute noch...

*

Taxiert

Unser Freund Max legt Wert auf harmonische Kleidung.

Schlips, Strümpfe, Taschentuch — alles muß bei ihm aufeinander abgestimmt sein. Dann freut er sich.

Neulich betrat er ein Hutgeschäft und sagte: „Ich möchte einen Hut, der zu meinem Kopf paßt.“

Die Verkäuferin warf ihm einen Blick zu und erklärte kurz und bündig: „Also einen weichen.“

Kein großer Schaden

Eine junge Frau hat auf der Hochzeitsreise ihre zum Teil recht kostbaren Ringe verlegt oder verloren. Aufgeregt beichtet sie ihrem ärgerlichen Gatten den Verlust, um dann alles noch einmal abzusuchen. Und sie findet, da sie sie beim Waschen abgetan hat, dieselben endlich auch im Waschraum wieder, bis — auf den Trauring. Froh der wiedergefundenen Kostbarkeiten kommt sie freudig erregt zu ihrem Gatten zurück, der sie erwartungsvoll mit einem fragenden „Nun?“ empfängt, worauf sie ihm strahlend entgegenschredelt: „Gott sei Dank, sie sind da! Bloß der Trauring ist weg.“

W 3516

So **LEBENSFREUDE**
sprüht!



HENKELL TROCKEN

Symbol der Lebensfreude und des frohen Genusses. Ein Sekt, der vom Bann des Alltags befreit, brillant, anregend, von sprichwörtlicher Bekömmlichkeit — selbst dann, wenn die ausgelassene Stimmung der »letzten« noch eine »allerletzte« Flasche folgen lassen sollte.

HENKELL & CO · WIESBADEN-BIEBRICH

In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften:

HENKELL TROCKEN 1/2 Flasche RM 4,50

HENKELL SILBERSTREIF 1/2 Flasche RM 3.—

HENKELL PIKKOLO . . (Inhalt: 2 Glas Silberstreif) RM 1.—

Das große Ereignis

Von Alfred Thieme



(F. W. Richter)

Heute ist Sonnabend und es ist Feierabend. Ich bin auf die Station gegangen, weil ich noch einen Brief erhoffe, der mit dem Zug kommen kann. Was sage ich: Zug! Diese Bezeichnung ist eine prahlerische Übertreibung. Es kommt nur ein Triebwagen, und wenn er da ist, dann steigen höchstens zwei oder drei Leute heraus, der Postmeister langt nach der Post und dann ist es wie-

der wie vorher. Die Leute, die an den Zug gekommen sind, gehen wieder nach Hause, und es ist schon so, daß sie nicht zur Station gekommen waren, weil sie etwas Bestimmtes vorhatten; sondern weil sie den einen oder anderen treffen wollten, weil sie eine Neuigkeit hören und ein paar Worte reden konnten. In der Woche wird hart gearbeitet und da kommt man nicht dazu. Ich sitze in der Bretterbude auf der Holzbank. Neben mir sitzt der Knecht Per und neben ihm die Magd Görel, und dann ist auch der Gunnar da und die Inga und noch einige andere Leute. Die Männer rauchen billigen Tabak und haben schon die kleine Bude vollgequalmt. Die Frauen sitzen still und stricken. Sie schweigen alle, aber es ist so, als wenn gleich etwas unerhörtes Neues gesagt werden wird. Aber die meisten wissen noch nichts davon und die Leute sind gespannt. Ich bin auch neugierig und sehe mich um. Der Versuch, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, mißlingt; denn alle zeigen bewußt eine Gleichgültigkeit, hinter der sich die stärkste Neugierde verborgen hält. Alles atmet erleichtert auf, als endlich der Knecht Per, der neben mir sitzt, die Pfeife aus dem Mund nimmt und sich mit seiner groben Hand über den Kopf fährt. Er wendet sich zu Görel und fragt ganz langsam,

und jedes Wort fällt wie ein Stein in die Stille: „Kennst du den Knecht Klas?“ „Den von Tredshörn oder den von Heda...?“ „Per zieht wieder Rauch aus seiner Pfeife, wartet eine Weile, bis er den Augenblick für gekommen hält, um zu antworten: „Den Knecht Klas von Heda meine ich...!“ „Ah... so... den Knecht Klas von Heda meinst du...“ Wieder entsteht eine lange Pause, in der alle an den Knecht Klas von Heda denken. Per schweigt beherrschlich, bis endlich das Mädchen Brytta die Ungeduld nicht mehr meistern kann und fragt: „Ja, Per... und was ist denn mit dem Knecht Klas?“ „Er ist in die Stadt gefahren...!“ „Ai... ai... er ist in die Stadt gefahren, der Klas“, läßt sich Gunnar vernehmen. In seinem Satz liegt eine große Verwunderung, weil es nur alle drei oder vier Jahre einmal vorkommt, daß ein Knecht in die Stadt fährt. Die meisten, die aus dem Ort in die Stadt gegangen waren, sind nicht wiedergekommen, sondern haben in der großen Welt ihr Glück gemacht. „Ai... ai... was will er denn da? Will er auch zur See...?“ „Nein, er wird nicht zur See gehen. Er wird heute wieder kommen. Er hat es selber gesagt!“ „Ja... so... er wird wiederkommen...“, wiederholt einer, und jeder fängt an, darüber nachzudenken, was der Knecht Klas wohl in der Stadt zu tun hat; denn es ist ein weiter Weg durch den Wald und es wird niemandem entfallen, nur zum Vergnügen dahin zu gehen. Muße er zum Ge-

Olympia-Kassette

Das einzige Werk, das Sommer-Olympia und Winterspiele gemeinsam enthält!

„Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschienenen in den Schatten stellt.“
Völkischer Beobachter, München

„Beide Bücher, sowohl „Kampf und Sieg in Schnee und Eis“, als auch „So kämpfte und siegte die Jugend der Welt“ sind das Beste was bisher auf dem deutschen Büchermarkt erschienen ist.“
Aftenposten, Oslo

Jeder Band (in Leinen gebunden) ist auch einzeln für RM. 4.80 erhältlich in all. Buchhandlungen!
Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München

Zwei Ganzleinenbände, mit über 200 Bildern auf Tafeln

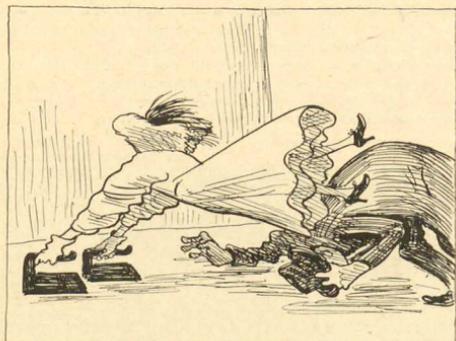
In vornehmer Geschenkkassette. Preis RM. 9.60

Sturmwind über einer Schneiderin

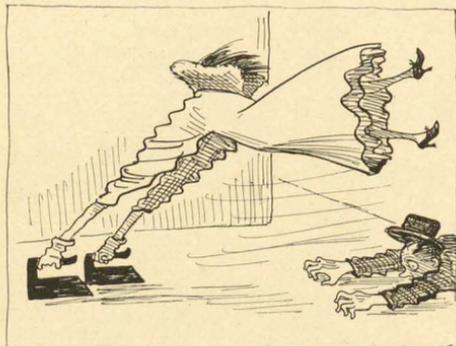
(Fr. Bilek)



Sie war mit Bügeleisen unterwegs . . .



. . . da kam der Wind ums Eck gepfiffen . . .



. . . und ihr machte es fast garnichts.

MEIN KAPITON

Von Achille Campanile

Wahoh, es ist kein Druckfehler, es soll wirklich Kapiton und nicht Kapitän heißen. Und was das ist? Zum ersten ist das ein neues Wort, das ich dem deutschen Wortschatz schenke, zum andern ist das ein Fisch, und das ist noch nicht im Brehm steht und auch im Brockhaus nicht, so will ich mich genauer ausdrücken: der Kapiton ist einer jener Riesenaale, die in den Sümpfen von Comacchio gefangen werden.

Ich hatte voriges Jahr gerade um diese Zeit in Ferrara einen Vortrag über Ariosto gehalten. Hat' ich es bloß nie getan! Die ferrareser Freunde waren von einer beispiellosen Herzlichkeit. Nachdem sie mich in einer fast ununterbrochenen Reihe üppiger Festbankette gefeiert hatten, verließ ich diese sympathischen Leute auf den Gedanken, mir zum Abschied einen lebendigen Kapiton zu verehren. Obwohl der Fisch meinen Gaumen ganz außerordentlich kitzelte und reizte, versuchte ich dennoch, teils aus Höflichkeit, teils aus wirklicher Überzeugung, mich des Geschenkes zu erwehren und sagte:

„Aber wie kann ich denn mit einem lebendigen Kapiton nach Rom fahren?“ Die ferrareser Freunde oder ließen diesen Einwand nicht gelten und stopften das arme Tier in einen kleinen Korb, der meinem anderen Gepäck hinzugefügt wurde. Bekanntlich bleiben Kapitone so lange am Leben, wenn auch in einem Zustand starker Benommenheit, bis zu dem Augenblick, wo sie gekocht werden. Mein Geschenk gab zwar kein Lebenszeichen von sich, wohl wegen der großen Kälte, aber man hatte mir versichert, daß es noch lebendig sei. Ich nahm also mit Korb und Gepäck in meinem Schlafwagen-Abteil Platz, wo ein anderer Reisender bereits schlief, und machte es mir bequem. Aber ich war noch nicht einmal in den ersten Schlaf gesunken, als mich ein Geräusch aufschrecken ließ, das vom Gepäcknetz kam. Ich öffnete die Augen und erschauerte. Durch die angenehme Wärme des Schlafwagens wieder zu sich gekommen, war der Kapiton aus seinem Dämmerschlaf erwacht. Er hatte den Kopf aus dem Korb gesteckt, sah mich mit seinen lebhaftesten Augen neugierig an und verließ, daß ihm die Lust, weiterzuschlafen, völlig vergangen war. Mit sanfter Gewalt stopfte ich ihn wieder in den Korb zurück, aber kurze Zeit darauf wiegte das verfluchte Tier den Kopf wieder in der Luft hin und her. Ich fürchtete, daß die Bewegungen des Aales meinen Reisegefährten aufwecken könnten, und zitterte vor der Kette schimmerer Verwicklungen, die daraus entstehen konnten; denn wenn ich nicht irre, ist es verboten, Kapitone mit ins Abteil zu nehmen. Das reizende Tier aber betrachtete mich ungeniert weiter und war munterer denn je. Mit unterdrückter Stimme raunte ich ihm zu: „Still! Jetzt! Schlaf!“

Ja Schnecken! Bei der molligen Temperatur des Abteils fühlte er sich im Vollbesitz seiner Lebensgeister und war etwel Lust und Fröhlichkeit. Er begann mit sämtlichen Ringen und Knöpfen des Abteils zu spielen, das Licht aus- und anzuknippen und tausend andere Aalereien zu treiben. Ich ließ ihn gewähren und schlief, von Müdigkeit übermannt, wieder ein. Aber nicht lange. Die wüsten Laute eines angestrengten Ringens rissen mir die Augen bald wieder auf. Und was mußte ich erblicken? Zwischen meinem Reisegefährten und dem Kapiton war ein heftiger Kampf entbrannt und hatte jenen kritischen Punkt erreicht, den man so oft in den reisefreudigen abgebildet sieht. Der Reisegefährte wand sich in der Umschlingung des Ungetüms. Als ich ihm sagte, daß es sich keineswegs um eine Schlange, sondern um einen harmlosen Kapiton handelte, war er sichtlich beruhigt. „Gehört er Ihnen?“, fragte er mich.

Beschämt gab ich es zu, aber ich bat ihn, niemandem etwas davon zu sagen. Er brummelte zwar irgend etwas über die absonderliche Manier, dieser Tiere in freiem Zustand mit auf die Reise zu nehmen, aber zu guter Letzt versprach er mir trotzdem, das Geheimnis für sich zu behalten. Mit vereinten Kräften gelang es uns auch dann, den Korb mit dem Tier draußen am Fenster festzubinden. Aber wer konnte da noch an Schlaf denken? Bei den Erschütterungen des D-Zuges schlug der Kapiton dauernd gegen die Scheiben und sandte uns wütende Blicke zu, als wollte er sagen:

„Ihr Schufel! Macht doch endlich wieder auf! Ihr liegt im warmen Bett und laßt mich hier draußen so erbärmlich frieren!“

Ich muß sagen, daß mich unter den-erzürnten Blicken des Kapitons der Schlaf floh. Um so mehr, als diese Blicke allmählich allen Groll verloren hatten und eine stille Wehmut ausstrahlten, die ans Herz griff.

Lange hielt ich es auch nicht aus. Als ich hörte, daß mein Reisegefährte wieder schlief, öffnete ich das Fenster und ließ die absonderliche Winkte dem Kapiton, hereinzukommen. Seine Freude war unbeschreiblich, ich mußte ihn fest an mich pressen, da ich befürchtete, daß er mit dem Klopfen, das sein fröhliches Schwanzwedeln verursachte, meinen Reisegefährten wecken könnte. Selig ringelte sich der Kapiton auf meiner Bettedecke zusammen und ich streichelte ihn gerührt den Kopf, den er zutraulich auf meine Brust gelegt hatte. Auf einmal aber richtete er sich auf. Vorsichtig ließ er sich mit dem Hinterteil über den Bettrand hinab und tastete sich mit dem Schwanzende zu dem Gesicht meines Mitreisenden hin. Dann holte er aus und langte meinem Mitreisenden gewaltig eine herunter. Aber der Mann unter mir stöhnte nur leise im Schlaf, rieb sich die Backe und murmelte undeutlich: „Sei doch nicht so, Schatz! — es war wirklich nur eine geschäftliche Besprechung.“

Mein Kapiton hatte sich schnell wieder zurückgezogen und versetzte durch sein fröhliches, hüpfendes Geringel mein Bett in starke Schwingungen. Er beruhigte sich erst, als ich ihm einen energischen Klaps gab.

Um es kurz zu machen: das anhängliche Tier lebte noch etwa eine Woche in meiner Wohnung, bis es — ein Beispiel seltener Selbstaufopferung — eines Tages von selber in einen Kochtopf sprang und sich dort behaglich zusammennälte.

Wohl selten hat ein so inniges Verhältnis zwischen Mensch und Fisch bestanden, wie zwischen meinem Kapiton und mir. Und noch heute treten mir die Tränen in die Augen, wenn ich an die mit dem geliebtesten Tier gemeinsam verlebte Zeit und schließlich an seinen delikaten, zarten Geschmack denke.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Enke)

Morgendliche Elegie

(K. Helligenstaedt)



„Jetzt hat er doch tatsächlich meine Hautkrem mitgenommen und sein Skiwachs liegen lassen!“

Der Wellensittich / Von Alfred Richter

Bei Puppriech ist ein Wellensittich zugeflogen. Heinz und Christa wollen ihn behalten, und auch Vater möchte schon. Aber wenn Mama zurückkommt?

Und richtig: Die Tür öffnen und aufschreien, ist eins. „Um Gottes willen!“ Da sitzt nun ein erwachsener Mann, hat einen fremden Wellensittich auf der Schulter hocken und dudelt es, daß der ihm mit dem Köpfchen an der Ohrmuschel schäkert. „Tut ihn weg!“, schreit Frau Puppriech. „Er steckt euch alle an!“

Aha! Papageienkrankheit.

Und so ist es. Mama, entschlossen, die drohende Seuche samt ihrem Zulträger zu vernichten, tut ein paar stürmische Tritte auf die Gruppe zu, aber die Magie der Angst bannst sie noch weit außer Reichweite. Da steht sie, die Hände wie Fänge

geöffnet, und starrt mit weiten Pupillen drohend auf den Vogel. Und nichts stimmt sie weich. Tränen nicht der Kinder und Vaters vorsichtig murrende Beruhigungsworte nicht. Mit drei Schritt Abstand verharrt sie griffbereit auf heller Wacht. Da erspäht sie der Vogel. „Setz dich!“, mahnt der Vater. „Du allein stehst, und sie suchen sich immer den höchsten. —“ Sitzt, will er sagen. Da geschieht auch schon das Ungeheuerliche: mit Gekreisch fliegt der Vogel empor, um auf Mamas Haupt zu landen. — Dieses Haupt ist soeben frisch oduelliert.

Es ist alsbald ein Getümmel, wie im Kampf um eine Türkenfahne. Indessen die anderen gerätemüßig nach dem flatternden Untier haschen, hat sich Mama tief gebückt, drückt fest die Augen zu und schlegelt blindlings mit ausgestreckten

Armen über sich umher, alle, nur nicht den Vogel treffend. — Also, kurz und gut, dieses greuliche Vieh muß aus dem Hause! Aber sofort!

Heinz und Christa werden in der Nachbarschaft herumgejagt, aber niemand nimmt das Tier. Sie haben alle schon ihren eigenen Vogel, und das genügt ihnen. — Vater hält sich weislich im Zimmer auf. „Schon müde“, sagt er, „ich muß liegen, den Sittich, der ermattet auf der Schreibtischlampe hockt und gerne schlafen möchte, wenn diese Menschen es ihm gestattet. — „Ist er for?“ ruft Mutti alle fünf Minuten aus ihrem Sibirien. Sie hat sich in der Küche eingeerledigt. — Christa endlich hat den Mut, ihr zu gestehen, daß niemand ihn will. „Das muß eben anonciert werden!“, stampft Mama auf. Doch da ermannt sich Puppriech. Eben hätte er über dem Haushalt-etat sich das Hirn zerhackt, und für fremde Vögel Geld ausgehen, das käme gar nicht in die Tüte. — „So laßt ihn wieder „raus!“, verlangt Mama, schon fast weinend. „Da sie erheben Heinz und Christa geschlossen Protest im Namen der Tierchutzvereine. Und sie ließen sich auch nicht zu Mördern machen, sagen sie.

In dieser Entscheidungslosigkeit vergehen so viele schreckliche Stunden, bis Mama — natürlich, wer denn sonst! — einen genialen Einfall hat. „Also, morgen heiratet doch das Milchmädchen, nicht wahr. —“ Niemand muß ihr sowieso was schenken, sie doch schon so lange kommt, und da kriegt sie eben den Vogel. Ein alter Bauer steht noch auf dem Boden, und die Sache ist fertig.“

Schön. Christa bringt den Vogel hin. Es ist gleich um die Ecke. Und kommt hochrot und zugleich zerschmettert wieder. Was hat sie erlebt?

Sie hat dieses erlebte: Milchmädchen, Vogel sehen und aufschreien, was eine Genauigkeit hat. Mama. Nur herrschte hier ein anderes Motiv ob. Erst den Vogel mit runden Augen, dann Christa mit Vernichtung, danach wiederum den Vogel mit strömender Wonne anblickend, ruft die Maid und weint über ihre eigene Rührung: „Ja, da ist ja mein Hänschen!“ Und küßt das Tier.

Und nun wird kund, daß Hänschen ihr gestern entflohen war. Irgendwer hatte in der Aufregung der Festvorstellungen, das Stubenfenster geöffnet, und der Schmerz war dann groß. Aber glaube, unter uns gesagt, war hier nicht so ganz unbeteiligt. Es ist ein böses Vorzeichen, wenn — und so weiter. Wir sind zwar keine Neger, nicht wahr, aber manchmal ist eben doch was dran. Kurz um, Hänschen, Gläubigerkinder, nun in umgekehrter Anwendung magischer Vorzeichen, wird triumphal empfangen. Die Verbrecher aber, mochten sie noch so lange Kunden in bezug auf Milch und andere kaseinhaltige Nahrung gewesen sein, die traf grenzenlose Verachtung. Und Christa hatte sie in Empfang zu nehmen. Die Hochzeitsgesellschaft war alsbald eine Vulkankette und konnte jeden Augenblick ausbrechen. Mit grimmbennder Stimme sagte ein alter Mann, der bohrend blickte und ganz wie neuer Schwiegervater aussah: „So kaufen nun solche feinen Leute ihre billigen Vögel!“ Und ein anderer mit Beamtenaugen warf Blicke wie frischgeschärfte Lanzen auf die Sünderin und sprach mit Basseswucht den furchtbaren Satz: „So was sollte man eigentlich der Kriminalpolizei melden!“

Hier entkroch Christa zerknirscht dem ungestlichen Kreis und stand nun auf der Straße, unbedankt, beschimpft und ohne Kuchen. Jedes führende Herz wird ihren Schmerz ermenen. Sie weinte sich heim und berichtete nur tablettenweise.

Tja. Vater Puppriech zupfte sich stumm die Nase. In solchen Augenblicken sah er nicht sehr intelligent aus. — Heinz stand am Fenster. Wer draußen vorüberging; konnte sehen, daß dieser freche Junge felixte. — Daß Christa heußte, wissen wir schon.

Mama aber, Mama Puppriech blickte in die Runde der Ihrigen, klopfte mit dem Knöchel mehrmals auf den Tisch und sprach: „Laßt ihr euch noch mal einen Wellensittich zufliegen! Aber dann gnade Gott!“ Und sie schritt hinaus, und ihre Röcke schlugen.

Lauterer Wettbewerb

(Paul Scheurich)



„Kein Mensch interessiert sich mehr für unsere Beine, seitdem man jeder Schlittschuhläuferin unters Röckchen gucken kann!“

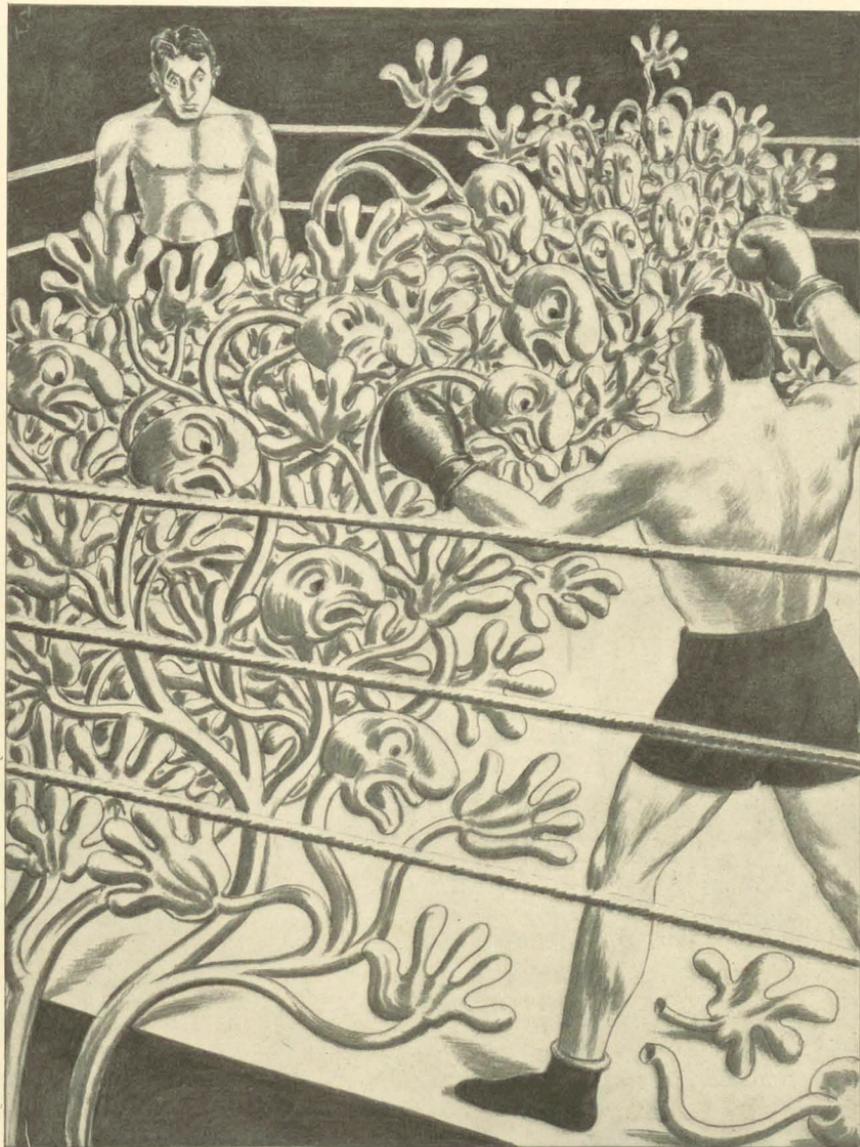
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5,00. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1924. D.A. IV, VI, 36 25174. Auflage dieser Nummer 20.000. Uvavatagen-Einsendungen werden nur zurückgenommen, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1276. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emericus Morawa, Wien I, Woltzelle 11.

Unkraut im Newyorker Ring

(Erich Schilling)



„Einen Augenblick, Kollege Braddock! Ich muß nur erst noch unseren Kampfplatz von dem Unkraut säubern, das sich darauf breit gemacht hat!“

Die internationale Brigade

(Eduard Thöny)



„Da kennt sich kein Schwein mehr aus! Sind wir jetzt eigentlich Anarchisten, Kommunisten, Bolschewisten oder Rotgardisten?“ — „Aber Brüderchen, seit gestern sind wir alle Spanier. Valencia hat uns doch naturalisiert!“